



Michael Weins

MENSCHEN DER ERDE



Roman





Impressum

1. Auflage 2024
© 2024 Michael Weins
Minimal Trash Art (MTA), c/o futur-zwei GmbH
info@minimaltrashart.de

Umschlaggestaltung Jasmin Knickrehm
Satz Marc Frese
Gesetzt aus der Warnock

Alle Rechte vorbehalten.

Druck CPI Books GmbH

ISBN 978-3-9814175-9-3

Beim vorliegenden Roman handelt es sich um ein Werk der Fiktion. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen wären rein zufällig.

Die Arbeit an diesem Roman wurde gefördert von der Behörde für Kultur und Medien Hamburg. Der Autor dankt für die Unterstützung.



»So ist diese Welt auch. Sie ist nicht nur Krieg und Gier und Ausrottung der Arten. Sie besteht auch aus Ketten von Menschen, die aufeinander aufpassen.«

Peter Høeg, *Durch deine Augen*

»Sie haben kein Oberhaupt, sie erkennen keine Obrigkeit an, sie haben keine Sprache, sie haben kein Gesetz, ihnen fehlen Glaube und Ansehen.«

Holdenis Casanova Guarda, spanischer Chronist der araukanischen Rebellion Mitte des 18. Jahrhunderts



NIEDERE GEISTER

(Erste Stufe)

Seite 9

MENSCHEN DER ERDE

(Zweite Stufe)

Seite 49

DIE WELT ZU GAST BEI FREUNDEN

(Dritte Stufe)

Seite 85

FALLEN

(Vierte Stufe)

Seite 113

OSMOSE

(Fünfte Stufe)

Seite 145

ROTE FLORA

(Sechste Stufe)

Seite 181

HEILE FAMILIE

(Siebte Stufe)

Seite 229

Nachwort und Dank

Seite 356

NIEDERE GEISTER

(2003)

M**eine Mutter lerne ich 23 Tage vor Weihnachten kennen.** Sie ist aus ihrem Land, das Deutschland heißt, in dieses Land gereist, um mich kennenzulernen und mich mit sich zu nehmen. Sie haben mir extra das rote Kleid angezogen, das ich sonst nur trage, wenn jemand aus der Verwaltung zu Besuch ist. Sie haben mir das dicke, schwarze Haar zu Zöpfen geflochten. Ich sehe süß aus, ich sehe aus wie ein dunkler Engel. Ich stehe in der Tür des Kinderheims und sehe die blonde Frau den Hang hochkommen, auf mich zu.

Ich versuche, in ihrem Gesicht zu lesen, als sie sich zu mir herunterbeugt, trübe, wassergraue Augen. Die Frau ist leer und traurig, das sieht man. Sie hat nicht viel geschlafen in den letzten Nächten, das erkenne ich an den Ringen unter den Augen. Sie trägt eine lange Hose, obwohl es heiß ist, schwarze Stiefelletten, goldenes T-Shirt, weinrote Kunstlederjacke. Eine weiße Frau, eine Wingka, das ist ein Wort aus dem Mapunzungun, das ich kenne. Eine Fremde. Sie könnte in einer der ausländischen Fernsehserien mitspielen, die ich nachts mit den älteren Kindern sehe, eine alleinerziehende Ermittlerin mit einem Tabakproblem. Sie kommt ohne ihren Mann, den blonden Lu-

latsch, obwohl ich in der Mappe Bilder von ihm gesehen habe. In der Mappe habe ich Bilder von dem Haus gesehen, in dem ich wohnen werde. Ein großes Haus. Ich habe Bilder von dem Zimmer gesehen, das meines sein wird, ein großes Zimmer. Ein großes Fenster, das hinaus auf den Garten zeigt. Den großen Garten, in dem ein großer Baum wächst. Ich habe Bilder von dem Garten gesehen. Ich habe Bilder von der Nachbarschaft gesehen und vom Kindergarten, den ich besuchen werde, mit den ganzen hellhaarigen, trübaugigen Kindern, sogar von der Schule, in die ich einmal gehen soll. Auf diesen Bildern: viele große, graue, dunkle Wolken. Wolken wie eine Wand, die den Blick abschneidet auf das, was dahinter liegt. Ich habe die Bilder in der Mappe gesehen und gesagt: Da will ich hin, das will ich. Die will ich.

Ich weiß selbst nicht genau, wieso. Ich habe sie ausgesucht, nicht sie mich, ich war es.

Die Frau hockt sich vor mich hin. Sie fasst meine glänzenden Haare an. Sie blickt mich mit Wasser in den Augen an.

Sie sagt: Guten Tag, meine Namen ist Lena Hansen. Ich bin deiner neuen Mama. Ich schon von dir viel gehört. Ich freue sehr, dich endlich kennenzulernen. Ich hoffe, verstehen uns gut.

Ich muss aufpassen, dass ich nicht lache.

Eigentlich möchte sie sagen: Ich würde gerne deine neue Mama sein, dürfen, werden, wenn du mich liebst. Wenn ich die Kraft dazu habe, will ich es versuchen. Ich bin so unsicher. Aber man hat ihr gesagt, dass sie die Wirklichkeitsform wählen soll, dass es besser für das Kind ist. Die Kinder brauchen das hier, haben sie gesagt, Klarheit, Gewissheit.

Die Erzieherinnen haben mich gebeten, einen einstudierten, reizenden Begrüßungssatz aufzusagen, aber ich habe keine Lust.

Ich sage: Ich weiß, ich habe dein Bild im Ordner gesehen.

Mein Name ist Flora Lupina und ich bin fünf Jahre alt und so weiter, aber das weißt du ja. Wo ist dein Mann?

Die Frau schluckt, sie guckt sich zu den Erzieherinnen um, sie sagt: Er ist leider krank geworden, er konnte nicht mitkommen.

Zum Heim oder nach Chile?

Äh, er musste in Deutschland bleiben, weil er so schwer krank geworden ist.

Du bist alleine gekommen?

Die Frau bekommt rote Flecke im Gesicht, sie nickt.

Du machst ja Sachen.

Sie blickt mich irritiert an. Ich sage: Ich bin gespannt, ob du mich dann überhaupt bekommen wirst, die Behörden sind hier ziemlich stur. Du wirst dich ordentlich ins Zeug legen müssen.

Sie blickt sich hilfesuchend nach der Psychologin um, die verlogen lächelt wie immer. Sie guckt noch einmal genau in meine Augen. Sie erschrickt, weil sie das schwarze Licht sehen kann.

Okay, sage ich und greife nach ihrer Hand. Ich schlage vor, wir versuchen, das Beste daraus zu machen. Komm doch erst einmal herein, dann zeige ich dir, wie ich hier lebe in unserem wunderschönen Heim für unbrauchbare Kinder. Du kannst einen Kaffee trinken, und für uns machen sie immer irgendeinen Kindertee. Das hier zum Beispiel ist Manuelito, den wir alle Charly nennen, ehrlich gesagt habe ich keine Ahnung wieso.

Ich zeige auf einen leicht debilen Dreijährigen, der mit seinem vollgesabberten Schweinchen im Arm bei den anderen steht, die mit großen Augen glotzen. Jeder will hier so eine blonde Mama wie sie. Soweit ich weiß, ist seine leibliche Mutter eine Trinkerin, aber wessen Mutter ist das nicht? Und immerhin lebt sie noch und er weiß oder könnte zumindest wissen, wo er herstammt. Das ist doch schon etwas. Mehr als bei mir. Alles, was ich über meine Herkunft weiß: Ich bin Mapuche.

Eine von den Indigenen. So bezeichnen uns die Erzieherinnen, wenn sie mit der Behörde sprechen. Indio, sagen die anderen, aber das ist eine abfällige Bezeichnung. Es gibt hier einige von uns, und im Dorf und in der Stadt sieht man die Erwachsenen in ihren Jogginganzügen und mit ihren Baseballmützen, auch im Fernsehen, da trommeln sie im Poncho vor irgendwelchen Regierungsgebäuden herum. Aber die Erzieherinnen und die anderen Leute im Heim sind ausnahmslos weiße Chilenen.

Flora, das ist ein chilenischer Name. Aber ich bin keine Chilenin, das lassen sie mich oft genug spüren. Wenn ihnen etwas nicht passt, wenn ich etwas verkehrt mache, sagen sie: Mapuche!, als würden sie etwas ausspucken. Flora, das ist bloß der Name, den sie dazu ausgesucht haben. Aber ich bin Flora Lupina. Und das Lupina habe ich mir selbst ausgedacht, es kommt von mir selbst, nur ich weiß, was es bedeutet. Ich habe es mir ausgedacht und den Mann mit der Schreibmaschine in die Papiere schreiben lassen. Er konnte sich nicht gegen meinen Geist wehren. Es gibt viele Floras, aber es gibt nur eine Lupina, und das bin ich selbst.

Ich ziehe die blonde Frau hinter mir her und lasse die Psychologin und die Erzieherin und die Heimleiterin und die Frau von der Behörde mit hängenden Armen stehen.

Guck mal, sage ich, das da ist der Essenssaal, und das da drüber ist mein Platz.

Ich zeige auf den Tisch, an dem ich zwischen zwei Kindern sitze, mit denen mich vor allem verbindet, dass uns bislang niemand haben wollte. Wo man mir Essen auftischt, das der, der es kocht, freiwillig selbst nicht zu sich nehmen würde. Ich sage: Es gibt hauptsächlich Maisbrei, deswegen sehe ich auch so fett aus, weißt du. So denken sie: Fett ist gleich gesund.

Sie starrt mich an und ist beunruhigt. Sie kommt nicht damit klar, dass ich spreche, wie ich spreche, weil sie das bei einer Fünfjährigen nicht erwartet. Das geht den meisten Leuten so.

Da hilft es auch nichts, dass mit meinen Gefühlen alles in Ordnung ist. Dass ich haargenau so fühle, wie fünfjährige Mädchen fühlen. Große, klotzige Gefühle ohne jegliche Zwischentöne. Ich bin wütend! Ich bin traurig! So. Ein Gefühl jagt das andere. Und ich kann nichts dagegen machen. Das ist manchmal etwas anstrengend, für mich, für die anderen sowieso.

Ich habe meine neue Mutter durch das ganze Haus geführt, ihr alles gezeigt, eine vertrauensbildende Maßnahme, der Tross der Angestellten des Kinderheims immer hinterher. Ich habe sie hinter mir hergezogen und keinen Zweifel daran gelassen, wem sie gehört.

Sie gehen in ein Büro und lassen die Tür angelehnt. Ich halte die Puppe im Arm, die sie aus ihrem Land mitgebracht hat. Eine Puppe mit blonden Zöpfen und kuhrunden, dummen Augen. Vermutlich werde ich mich in diese Puppe verlieben, man ist da als Mädchen von fünf Jahren machtlos. Ich höre, wie sie Englisch miteinander sprechen. Sie lassen mich zuhören, weil sie glauben, dass ich nichts verstehen kann. Sie unterschätzen mich, noch immer.

Die Psychologin sagt: Sie ist ein besonderes Kind, wissen Sie.

Die Frau hat an der Universität studiert, um solche Feststellungen treffen zu können.

Und meine neue Mutter sagt: Inwiefern besonders? Warum sagen Sie das jetzt? Warum stand davon nichts in dem Bericht?

Naja, dass sie klug ist, wussten Sie ja.

Einmal haben sie einen Intelligenztest mit mir veranstaltet. Sie hatten Angst bekommen, weil ich mit zwei Jahren schon in etwa so sprach wie jetzt. Dabei habe ich sogar versucht, es zu verbergen. Den Test hat ein alter Mann in einem staubigen Zimmer in Temuco durchgeführt. Er erwartete nicht viel, das

war in den müden Augen abzulesen. Sie bringen alle ihre Kinder zu ihm und wünschen, dass er sagt: Oh, Ihr Kind ist aber *besonders* besonders, dieses ist aber noch einmal besonderer und hochbegabter, als die anderen Trottel alle. Erst habe ich gedacht, ich führe ihn an der Nase herum, weil er so albern war, dieser Test. Dann aber habe ich trotzdem mitgemacht. Und der alte Mann hat seine Ergebnisse zweimal durchgerechnet. Einen Tag später hat er mich den Test für größere Kinder machen lassen. Noch später ließ er mich die Erwachsenenversion ausfüllen.

Dabei geht es gar nicht darum, dass ich klug bin. Es geht um das Licht, schwarzes Licht, in dem manche Dinge mir erscheinen. Und Dinge sprechen mit mir.

Irgendwann geht die Tür ganz auf und sie gucken mich alle an und sie lächeln, es sieht aus wie frisch in die Gesichter gemeißelt.

In der Nacht kann ich nicht einschlafen, aber das kenne ich. In dieser Nacht bin ich besonders unruhig. Immer wieder muss ich an die blonde Frau denken. Ich presse ihre Puppe an mich, ich presse mich an die Puppe, ich presse mein Gesicht hinein. Ich werde der Puppe keinen Namen geben und trotzdem wird sie nass von meinen Tränen. Es ist nicht so, dass ich das Kinderheim vermissen werde. Die Erzieherinnen, die Psychologin, die Heimleiterin, den Hausmeister, der manchmal nachts an mein Bett kommt, nicht nur an meines, der mir tagsüber das Schnitzen beibringt. Unsere alten Baracken aus Holz, den Schlafsaal, den Essenssaal, den Aufenthaltsraum, die Büroräume, die Landkarten an den Wänden und die Bilder von Kindern, die längst erwachsen geworden sind. Den staubigen Vorplatz und den kleinen Spielplatz mit den lumpigen Geräten, den Weg zum Bach hinunter und den anderen Weg hinauf auf den Hügel, wo die riesige Araukarie wächst, meine Araukarie,

auf die ich immer wieder zu klettern versuche, um über alles hinwegzugucken, in die allerweiteste Ferne, aber die Nadeln sind zu fest und zu spitz, sie stechen zu sehr.

Ich liege da und habe Angst. Und ich bin traurig. Ich weiß nicht, was auf mich zukommt. Ob sie mich liebhaben wird? Ob sie mich ausreichend wird beschützen können, ich weiß nicht vor was? Werde ich sie ausreichend beschützen können?

Ich höre dem Atmen und dem Schnarchen der Kinder zu, dem gelegentlichen Quietschen der Betten. Es atmet und schnarcht und quietscht um mich herum, und ich frage mich, ob ich das einmal vermissen werde. Ich schließe die Augen, damit mich ein Traum abholen kann, um mir etwas zu zeigen, das ich noch nicht kenne. Damit mir ein Traum etwas erklären kann. Ich habe solche Träume. Ich hoffe, dass in dieser Nacht einer kommt, mich abholt von der allerhöchsten Spitze der Araukarie auf dem Hügel hinter dem Heim, auf die ich mit blutigen Händen und Füßen geklettert bin. Er lässt sich vom sternensatten Nachthimmel herab. Er kommt von den riesigen, alten Bergen herunter geschwebt und greift sanft nach mir und nimmt mich vorsichtig auf mit seinen Klauen. Und dann höre ich nur noch das Rauschen der Schwingen, mit denen er mich über die dunkle Landschaft trägt, um mir etwas ganz Bestimmtes zu zeigen.

Nicht weit von unserem Heim wächst ein Vulkan. Er ist riesig, fast 3000 Meter hoch. Er ist das Schönste, was ich kenne. Er ist schneeweiss und wie ein Kegel geformt und oben hängt eine Rauchfahne raus. Die Rauchfahne weht dort schon seit ein paar Wochen, der Vulkan ist aktiv, sagen sie, und einige haben Angst, einige Kinder im Heim, dass der Vulkan Asche und Steine auf uns spuckt, aber ich nicht. Ich bin bloß froh, dass er da ist und zu mir spricht. Hallo Mädchen, sagt er, ich bin schon seeehr lange hier. Ich weiß, sage ich, das geht mir genauso. Im Kindergarten haben sie uns gesagt, was wir tun sol-

len, wenn der Vulkan ausbricht, wohin wir laufen, wo wir uns versammeln sollen, um auf die Busse zu warten, und an den Straßenecken stehen Schilder, auf denen man Menschen vor Lavamassen in Pfeilrichtung davonlaufen sieht. Ich betrachte den Vulkan durch die Heckscheibe des Autos. Wenn er ausbricht, werde ich einfach stehen bleiben, ich werde die Augen schließen und die Backen aufblasen. Ich werde die Hände zusammenlegen und Froschbewegungen machen und still durch das rote Feuer tauchen.

Ich sitze auf der Rückbank, sie hat mich abgeholt, damit wir uns besser kennenlernen und Freundschaft schließen können. Beim zweiten Mal dürfen sie die Kinder immer für ein paar Stunden mitnehmen. Beim dritten Mal sind die Taschen gepackt und die Kinder ziehen ins Hotel. Dann wird auf den Gerichtstermin gewartet. Das Auto wird auf dem Schotter hin und her geschüttelt, und es ist nicht leicht, den Vulkan mit dem Kinn auf den Handrücken gelassen zu betrachten. Ich sehe den Vulkan und ich sehe die Holzhäuser des Heims hinter mir winzig werden.

Bergab geht es, die graue Piste hinab, links und rechts bunte Wiese.

Ich fahre nicht oft im Auto. Manchmal stecken sie uns in den Bus, wenn wir Ausflüge machen, wo uns allen schlecht wird. Ausflüge, das ist der Geruch von Kinderkotze im Bus. Und manchmal fahren wir im Auto der Heimleiterin, wenn wir in die große Stadt zur Behörde müssen.

Was möchtest du als erstes machen?, fragt meine neue Mutter. Sie sieht angestrengt aus, angestrengter als sonst der Fahrer des Busses, wenn er hier um die Kurven rutscht.

Ohne meine Antwort abzuwarten, sagt sie: Als erstes sollten wir mal das Apartment angucken, ja? Dort gibt es einen Swimmingpool, und hinterher können wir ein Eis essen gehen.

Warum kannst du Spanisch?, frage ich.

Natürlich weiß ich, dass man in ihrem Land eine andere

Sprache spricht. Im Bücherregal des Kinderheims steht ein Buch voller Grimm, ein deutsches Wort, es steht auf dem Deckel, das einzige Buch aus ihrem Heimatland.

Sie schaut mich im Rückspiegel an.

Ich habe es ein Jahr lang gelernt, extra für dich. Ich habe Unterricht bei einer Frau genommen.

Ich antworte nicht, ich schaue aus dem Fenster. Wir fahren an einer gerodeten Fläche vorbei, die Erde eine klaffende Wunde. Furche für Furche, rote, rollende Wellen aus Erde.

Sie fragt: Willst du noch mehr über mich wissen?

Ich sage nichts, aber ich denke, wozu soll das gut sein?

Ich weiß immerhin schon ein paar Sachen über dich, sagt sie. Zum Beispiel, was du gerne spielst und was dein Lieblingsessen im Heim ist.

Sie betrachtet mich eine Weile im Rückspiegel.

Ich weiß, dass du schon einmal bei einer anderen Familie gelebt hast. Und dass deine leiblichen Eltern Mapuche gewesen sind und dass zuletzt noch einmal nach ihnen gesucht wurde.

Ich betrachte die orangefarbene Staubfahne, die wir hinter uns herziehen. Ich wiederum weiß, dass der Staub und die Rödung mit der Forestal zu tun haben, die hier bessere Bäume anpflanzen will und die deshalb den Menschen ihr Land abkauft, wodurch sie alle reich werden sollen, das habe ich im Fernsehen gesehen. Fernsehen und Kinderbücher, das sind meine Informationsquellen. Von meiner wirklichen Mutter weiß ich nur, dass sie Alkohol trank und ihre Scheide verkaufte und nach Santiago ging, um dort unter Wellpappe zu leben, zumindest hat man das erzählt.

Manchmal stelle ich mir vor, dass in Wirklichkeit alles ganz anders gewesen ist. Meine Mutter ist schön und stark und eine Zauberin, und sie musste mich gegen ihren Willen hergeben, und sie wartet irgendwo in der Zukunft auf mich.

Wir gehen Eis essen, ja?, sagt meine neue Mutter. Aber vor-



her fahren wir ins Apartment, damit du dir die Kleidung ansehen kannst, die ich für dich gekauft habe. Oder bist du das, die darauf besteht, jeden Tag das rote Kleid anzuziehen?

Wir schauen uns im Rückspiegel an, und ich muss gegen meinen Willen lächeln.

Die Stadt besteht aus Holzhäusern, breite Straßen, an jeder Ecke eine Palme. Und in der Mitte die Geschäfte, in denen man die Touristen zu Fahrten auf dem Wildwasser oder zur Vulkanbesteigung überreden will. Es gibt Restaurants mit Terrassen, auf denen weiße Menschen mit Sonnenbrillen sitzen, an den Füßen dicke Stiefel für die Bergbesteigung. Und auf den Straßen die einheimischen Familien mit den Kindern, die Frauen tragen Röcke und lächeln mich an, die Männer tragen ihre Mützen. Früher haben die Mapuche Stirnbänder getragen, manche eine Feder darin, das weiß ich aus einem der Bücher im Heim.

Und überall gelbe Büsche.

Im Apartment hat sie Kleidungstücke auf dem Bett ausgebreitet. Kleidung, die mehrere tausend Kilometer über das Meer gereist ist. Ich gucke mir alles eine Weile an, Kleidung aus Deutschland. Duftende, neue Kleidungsstücke, der Stoff fühlt sich gut an zwischen den Fingern. Kleidung, an der noch Etiketten stecken. Eigentlich hatte ich mich entschieden, es dieser Frau so schwer wie möglich zu machen. Aber dann wähle ich eine grüne Hose mit vielen, großen Taschen an den Beinen und ein langes, lilafarbenes T-Shirt, auf dem in geschwungener Schrift etwas steht, ein englisches Wort, Angel, aber das spanische geht genauso. Sie klappt die Schranktür auf und ich betrachte mich im Spiegel, 94 Zentimeter, das ist zu klein für mein Alter. Das weiß ich, weil sie uns im Heim ständig messen und wiegen. Die Sachen aber passen genau.

Auf der Straße schauen uns die Leute an. Sie schauen uns nach. Eine große, blonde Ausländerin und ein verschwindend

kleines, indigenes Mädchen. Die Weißen schauen fragend, die Mapuche gucken streng. Sie rümpfen die Nasen. Die Frau nimmt vorsichtig meine Hand, ich lasse sie gewähren. Hand in Hand gehen wir durch die Straßen und überall, auf jeder Rasenfläche, an der wir vorbei gehen, klicken die Rasensprenger feierlich.

Im Kinderheim gibt es ein Abschiedsfest für mich. Im Essensaal sind Luftballons und Luftschlangen aufgehängt und der Koch hat ausnahmsweise gutes Essen zubereitet. Es gibt Empanadas, es gibt Pastel de Choclo und es gibt Cazuela, Eintopf mit Huhn, Rind, Kürbis und Reis. Es gibt aber auch Würstchen und Hamburger mit Pommes. Alles steht auf Tischen an der Stirnseite des Speisesaals. Jedes Kind stopft so viel wie möglich von den guten Sachen in sich hinein. In der Nacht wird der Schlafsaal erfüllt sein von Pupsgeruch und vom Stöhnen der Kinder mit den prallgefüllten Bäuchen. Wir quetschen die süßen Nachtische hinterher, dann bekomme ich von der Heimleiterin etwas Eingepacktes überreicht, das mich an das Heim erinnern soll. Danach spielen wir Spiele. Erst drinnen, dann draußen auf dem Spielplatz. Ich halte mich in der Nähe der Kinder auf, die ich mag. Ich mag den sechsjährigen Antonio mit den schönen, großen Augen, der mit seinen Händen alle möglichen Tiere fangen kann. Ich mag die achtjährige Rosa, die wirklich gute Geschichten erzählt, die sie gehört hat oder die sie sich ausdenkt. Mit ihren Geschichten schafft sie es abends, wenn das Licht ausgemacht wird, dass der ganz Schlafsaal für zehn Minuten still ist. Ich mag Fernando mit der Zahnlücke, weil er frech und wild und stark ist und etwas anderes sein will, als ein Heimkind, das auf etwas wartet.

Wir laufen mit nackten Füßen hinunter zum Bach und dann den Hügel hinauf. Wir kriechen noch einmal gemeinsam in unsere Höhlen im Unterholz und klettern auf die besten Kletterbäume, von denen man die zum Heim führende Piste



überblicken kann. Wir sitzen vor dem Haus beisammen, die Sonne geht unter, wir strecken die kohlrabenschwarzen Füße vor uns aus und wackeln mit den Zehen, wir kichern und dann werden wir still.

Ich gehe zu Jolanda hinüber, Jolanda mit der Brille und den blauschwarzen Haaren, die auf der Bank sitzt und uns betrachtet mit schimmernden Augen. Ich kenne Jolanda solange ich denken kann, und das kann ich lange. Jolanda ist am ehesten das, was man eine Mutter nennt. Sie hat mich lieb, ich weiß es. So schwer es zu verstehen ist. Und obwohl ich es ihr schwer gemacht habe. Ich mache es jedem schwer, immer. Sie will ich nicht verlassen. Sie werde ich vermissen. Ich setze mich neben sie. Sie legt ihre Hand auf meinen Rücken. Ich lege meinen Kopf in ihren Schoß. Sie streichelt meine Haare, die sie unzählige Male gekämmt hat. Sie zieht die Nase hoch. Ich richte mich auf und wir blicken einander ins Gesicht. Ich denke an die vielen Male, wenn wir uns angebrüllt haben. Dann nimmt sie mich in den Arm und presst mich an sich.

Und ich will an keinem anderen Ort der Welt mehr sein, an keinem.

*

Immer wieder nimmt Lena das Foto zur Hand und sucht darin. Wieder und wieder rätselt sie über das Geheimnis hinter diesem Blick. Sie fühlt sich sonderbar klein, wenn sie in den Abgrund schwarzer Augen blickt, sie fühlt sich herausgefordert, und erstaunlicherweise fühlt sie sich gleichzeitig geborgen. Sie weiß, dass sie wird kämpfen müssen, dass sie etwas zu verteidigen hat, eine Aufgabe. Sie fühlt sich begleitet von diesem Kind, seit Wochen, seit Monaten geht das so, seit sie dieses

eine Foto bekommen hat. Wenn sie zuhause das Haus verlassen hat, sich in das Auto setzte. Wenn sie in der Stadt in dem alten Kontorhaus, in dem sich der Verlag befindet, die Stufen in den fünften Stock emporgestiegen ist, jeden Morgen zu Fuß, nie würde sie einen Fuß in den Aufzug aus den fünfziger Jahren setzen. Wenn sie am Schreibtisch Platz nahm. Sie blickte auf die Manuskriptseiten hinab, sie sah zu den Backsteinfassaden der alten Speicher auf der anderen Seite des Fleets hinüber, und dachte dabei an das Kind, an das Wesen hinter diesen Augen, wie es ihr wohl ginge, wie sie die Dinge sehen würde mit diesen schimmernden, schwarzen Augen wie aus Obsidian, die sie immer schon zu kennen schienen.

Vielleicht geheimnist sie aber auch zu viel hinein in dieses Foto.

Sie sitzt auf dem Bett in dem Apartment, die nackten Füße auf den Steinfliesen. Sie denkt an das Kind. Vorhin hat sie es zum zweiten Mal gesehen. Ein Stich ins Herz. Das Kind berührt sie. Morgen wird sie Flora Lupina abholen, für immer. Ein beunruhigender Gedanke. Ausgerechnet sie. Sie hat miserabel geschlafen. Erst das Grübeln, dann die Decken. Mit diesen Decken kommt sie nicht zurecht. Sie versteht nicht, was daran gut sein soll. Erst kann man kaum atmen unter den festgezurrten Dingern, dann verrutschen sie im Laufe der Nacht, Woldecke und Laken, und am Ende wacht man unter der ungewaschenen Überdecke auf, an der sich schon der schmierige Handelsvertreter gerieben hat.

Sie sitzt da, sie verlässt das Zimmer kaum, nur zu den verabredeten Terminen, als dürfe sie das Kind nicht verlassen. Dabei hatte sie sich viel vorgenommen. Sie hatte durch die Atacama im Norden wandern wollen, wenn sie schon mal da war. Die trockenste Wüste der Welt. Alleine, ausgerüstet mit Zelt, Schlafsack, Wasser und GPS-Sender hatte sie schnurgedreht durch den Staub gehen wollen, umgeben von Stille, von

Wind, um sie herum nichts als Leere, in der Ferne die Gebirgszüge. Sie hat einmal das Manuskript einer Frau redigiert, die das getan hat, entgegen allen Warnungen. Und auf ihrem Weg ist sie vorhersehbarerweise immer nur sich selbst begegnet. Sie träumte davon, im Fels eine winzige Höhle zu finden, in die sie gerade so hineinpassen würde, in die sie sich schmiegen wollte, in der sie liegen würde, vor ihr die Nacht und die tanzenden Sterne, bis irgendetwas sie aufwecken und weitertreiben würde, ein Impuls.

Und jetzt dieses Verharren, diese Starre. Keine Wüste, keine patagonischen Fjorde.

Sie steht auf und greift sich den Beutel, um einkaufen zu gehen. Sie braucht neues Bier, um die Gedanken auszulöschen. Sie tritt aus der Hotelanlage auf die staubige Hauptverkehrsstraße hinaus, auf der wie immer Pickuptrucks vorbei rauschen, die Einheimischen mit den breiten Gesichtern unter den Baseballkappen, die an der Bushaltestelle stehen, gucken sie teilnahmslos an.

Am Geldautomaten einer der Banken hebt sie Geld ab, viel Papier mit vielen Nullen, manchmal verliert sie den Überblick. Sie stopft es in den Brustbeutel, diese modische Entgleisung, zu der ihr von verschiedener Seite geraten worden ist. Sie betritt den Supermarkt, eine riesige Halle mit Reihen um Reihen von Regalen. Sie schiebt den Einkaufswagen durch die Schluchten, sie füllt ihn mechanisch mit Wasser und Backwaren. Sie legt den Kopf in den Nacken und lässt sich von den Neonröhren den Weg weisen. Sie träumt von Bier, sie träumt Bierträume, Träume von festen Bierschäumen, in die man ein Hundert-Pesos-Stück legen kann, es gibt unzählige Sorten hier, viel mehr als zuhause, die totale Bierglobalisierung. Natürlich gibt es Heineken und Budweiser, aber auch Sorten mit deutschen Namen, von denen sie noch nie etwas gehört hat. Sie trinkt sonst kein

Bier, ihr Mann macht das, für ihn kauft sie es ein, zuhause. Sie weiß selbst nicht genau, was das ist, dass sie hier die ganze Zeit Bier trinken möchte, sie will es in sich hineinschütten, will sich auffüllen damit, oben hinein, mehr und mehr, unten sammelt es sich, bis der Pegelstand ein ausreichend hohes Niveau angenommen hat.

Sie steht da, mitten im Gang, für einen kurzen Moment hat sie sich verloren.

Dann rempelt eine Frau sie an, kurz hat sie das Bild eines dickbauchigen Schiffs vor sich, das von einer großen Welle an die Hafenwand geworfen wird. Die Frau ist weg, es geht sehr schnell. Sie sieht den Rücken, ein Kopftuch bei den Kassen, die Frau verlässt den Supermarkt.

Das Geld, sagt sie vor sich hin.

Sie tastet nach dem Brustbeutel, der weg ist. Es ging so schnell. Sie steht kurz mit leerem Blick da, sie muss lächeln, dann lässt sie den Einkaufswagen stehen.

Sie müssen die Polizei rufen, sagt eine Frau, die es mitbekommen hat, zur Kassiererin, die gerade dabei ist, eine riesige Melone in eine viel zu kleine Tasche zu pressen.

He, ruft die Kassiererin. Sie müssen warten, ich rufe die Polizei.

Sie springt an den Kassen vorbei. Sie biegt auf dem Parkplatz ins Tageslicht und sieht das Kopftuch ein paar Meter weiter wackeln, sie rennt, sie sprintet, sie packt die Frau, wild atmend. Sie dreht sie zu sich um und krallt sich in ihre Bluse.

Mein Geld, sagt sie.

Sie hält die Frau an der türkisen Bluse fest und atmet ihr wild ins Gesicht.

Ich will mein Geld.

Die Frau hat ein braunes Gesicht. Die Frau hat schwarze Haare. Sie trägt einen langen Rock, unter dem die Spitzen von Herrenschuhen hervorgucken.

Mein Geld, presst sie hervor.
Die Frau schaut sie teilnahmslos an.
Sie blickt zu Boden. Dort liegt das Geld, ein Haufen Scheine.

Sie müssen es verloren haben, sagt die Frau und zeigt auf die Scheine, die sich im Wind bewegen.

Die Frau reißt sich los und läuft davon. Lena bückt sich nach dem Geld. Sie sammelt es ein. Sie blickt sich suchend um, wie aufgewacht. Sie sieht sich von außen dabei. Deshalb muss sie lachen. Sie öffnet ihren Kopf für den Wind.

Gut gemacht, sagt sie zu sich selbst. Die Passanten, die vorher aus der Entfernung zugeguckt haben, trauen sich dichter heran.

Soll ich die Polizei rufen?, fragt ein Mann in einem braunen Anzug.

Nein, sagt sie. Das Geld ist ja da, danke.

Der Brustbeutel ist weg, aber das Geld scheint vollständig zu sein.

Sie machen einen Fehler, sagt der Mann. Die kommt wieder, die lässt das doch nicht bleiben, das nächste Mal trifft es jemand anderes, der vielleicht nicht so schnell rennen kann wie Sie.

Sie lächelt, aber sie sagt nichts.

Dann geht sie zum Supermarkt zurück. Sie muss das Bier kaufen. Man muss Prioritäten setzen.

Sie denkt daran, wie sie später auf dem Bett im Apartment sitzen und den Druck an der Wand betrachten wird, eine romantische 70er-Jahre-Fantasie von einer Frau vor dem Fenster, ganz in Tüll gehüllt, im Hintergrund zwei Vögel. Die nackten Füße auf dem kalten Steinboden, den Hals der Bierflasche im Mund, ein sinnliches Gefühl. Wie Ambrosia läuft es in sie hinein. Sie denkt an das Kind und sie schämt sich.

*

In der ersten Nacht bei meiner neuen Mutter liege ich im Bett. Sie hat mich abgeholt, hat meine Tasche zum Auto getragen, hat mich auf der Rückbank festgeschnallt. Ich habe mich nicht zum Heim umgeschaut. Sie hat mich ins Apartment gebracht, das ich schon kannte. Wir haben auf dem Bett gesessen und Früchte gegessen. Sie hat den Fernseher angemacht. Wir haben einer mexikanischen Maus zugeguckt, die schnell laufen kann. Dann hat sie mich in die Dusche gestellt und mir danach ein niegelnagelneues Nachthemd angezogen. Erst hat sie lange an meinem Bett gesessen und meine Hand festgehalten, bis ich mich wegdrehte und den Atem verstellte. Jetzt sitzt sie im Sessel am Fenster, das Gesicht auf den Handballen gestützt. Sie sitzt vor dem nachtschwarzen Rechteck im Schein einer Lampe und beobachtet den Rasen vor dem Apartment, als passiere dort etwas. Und hin und wieder seufzt sie. Und irgendwann schläft sie ein, im Sessel, sie schnarcht, und die Puppe in meinem Arm ist völlig aufgeweicht. Ich denke, dass ich niemals wieder werde einschlafen können.

Irgendwann erhebe mich vom Bett, es kommt überraschend. Denn ich meine nicht, dass ich aufstehe. Es erhebt mich, ich kann dabei zusehen. Ich schweben, und gleichzeitig bleibe ich ausgestreckt liegen. Die Decke rutscht von meinem Körper, weil ich höher steige. Es macht mir Angst, dabei kommt es mir nicht ungewohnt vor.

Gleichmäßig steige ich über das Bett hinaus. Ich lasse die Puppe los und sehe sie hinunter auf das Bett fallen. Die runden Augen gucken mich an. Ich kann meine schwarzen Haare herabhängen sehen. Ich blicke auf das ganze Zimmer herab, sehe die deutsche Frau von oben in ihrem Sessel sitzen, sehe mein Bett, in dem ich zwischen zerwühlten Laken liege, und ihres,

bei dem die Bettdecke aufgeschlagen ist. Dann drehe ich mich um, ich wende mein Gesicht dem Kommenden zu. Ich gleite durch das mit Teerpappe gedeckte Dach hindurch, wie ein Messer, das durch Butter schneidet. Ich hänge über dem Dach in der Luft wie eine Puppe, der Wind zerzaust mein Haar und fängt sich im Nachthemd. Ich denke, dass ich wahrscheinlich in Wahrheit im Bett liege mit der Puppe im Arm. Aber in der Ferne kann ich den Kragen des Vulkans glühen sehen. Ich steige höher in den Himmel hinauf, irgendwann werde ich oben anstoßen. Und ich denke, dass dort jemand auf mich wartet. Dass ich jemanden treffen werde, jemand Wichtiges.

FLORA LUPINA, wird jemand sagen, mit einer Stimme, die alles durchdringt, die man in sich fühlen kann, ein Zittern, ein Beben. Jemand wird sagen: MAPUCHE, FLORA, MENSCHEN DER ERDE. Und dann erteilt mir jemand meinen Auftrag, auf den ich lange schon warte, wie ich in diesem Augenblick feststellen werde. Und ich kann zurückkehren auf die Erde und in mein Bett hinein, und endlich werde ich einschlafen können.

Aber dann sitze ich plötzlich im Schein einer Halogenlaterne am Rand des Swimmingpools, die nackten Füße im Wasser.

Das Licht ist so hell, dass die Nacht dahinter wie aus schwarzem Tuch geschnitten scheint. Ich höre die Grillen, und ich sehe keine Sterne, nur der Vulkan glimmt sanft in der Ferne. Ich betrachte das Dach, die grau schimmernden Holzschindeln des Gebäudes, in dem sich die Rezeption befindet.

Neben mir kniet die Besitzerin, eine Hand auf meine Schulter gelegt, die andere auf meiner Wange, in mein Gesicht blickend.

Alles okay, sage ich zu ihr. Sie können mich zurück in mein Bett bringen.

Die Frau führt mich zurück, sie klopft energisch an die Tür



und redet aufgebracht auf meine entgeisterte Mutter mit den verwuschelten Haaren ein.

Sie sagt: Stellen Sie sich einmal vor, ich hätte sie im Swimmingpool treibend gefunden, mit dem Gesicht nach unten.

O Gott, sagt meine neue Mutter und nimmt mich in die Arme.

Als die Besitzerin gegangen ist, bringt sie mich ins Bett. Sie hat einen Stuhl vor die Tür geschoben. Das ganze Gelände ist von einem hohen Metallzaun umgeben, es gibt ein großes, vergittertes Tor, aber die Türen kann man nicht abschließen.

Ich stelle mir die Spur klatschnasser Kinderfußabdrücke vor, die vom Pool bis zu unserem Zimmer über die Steinplatten führt und die, ich weiß nicht wem, den Weg weisen wird.

*

Lena sitzt auf dem Handtuch und äugt das Kind unter der Krempe des Sonnenhuts mit zusammengekniffenen Augen an. Sie verbringen den Vormittag am Strand des Lago Villarica im schwarzen Sand unterm Sonnenschirm. Man kann nicht wirklich baden, das Wasser des riesigen Sees, der sich aus den Bergen speist, ist viel zu kalt, aber das Kind planscht trotzdem darin herum. Lena raucht eine der Zigaretten, die sie sich am Morgen gekauft hat, obwohl sie in Deutschland nicht mehr raucht. Sie schämt sich, es vor dem Kind zu tun, aber sie tut es.

Später räumt sie die Taschen in den Mietwagen, eine Mädchentasche, die sie gekauft hat, Feenmotive, und ihren Rollkoffer. Sie verlassen die Apartmentanlage, um niemals wiederzukehren.

Das Mädchen sitzt auf der Rückbank im Kindersitz und macht ein böses Gesicht.